

Stärkung und Zukunft der Demokratie



Demokratische Selbst- und Mitbestimmung ist ein nachgerade körperliches und emotionales Grundbedürfnis. Es hat mit der menschlichen Stimme und Sehnsucht nach Resonanz und Verbindung zu tun. Dem wird die hierzulande übliche Fixierung auf Wahldemokratie nicht gerecht. Will man die bedrohte Demokratie retten, sollte man diese durch partizipative und direkte Formen ergänzen. Beispiele zeigen: Solche Formate eignen sich für alle Ebenen vom kleinen Dorf bis zur EU.



Ute Scheub

Demokratische Selbst- und Mitbestimmung, behaupte ich, ist ein geradezu körperliches und emotionales Grundbedürfnis. Es hat mit unserer Stimme und Stimm-Bildung zu tun und mit der ur-menschlichen Sehnsucht nach Resonanz und Verbindung. Wir Menschen brauchen Töne, Stimmen und Resonanz wie die Luft zum Atmen. „Resonanz“ kommt aus dem Lateinischen und bedeutet wörtlich übersetzt „zurück-tönen“, „zurück-erschallen“. Der Soziologe Hartmut Rosa stellt in seinem Buch „Resonanz“ die These auf, diese sei der Schlüsselbegriff für eine gelingende Weltbeziehung und der Gegenbegriff zu Entfremdung. Eine nichtentfremdete lebendige Welt ist eine resonante Welt, die in uns und mit uns mitschwingt, die viele Antworten, Selbst- und Mitbestimmungsmöglichkeiten bietet. Antworten, die etwas in uns ertönen lassen, kommen vor allem aus der Verbindung zu anderen Menschen. Aber auch aus Naturerlebnissen, aus künstlerischen, handwerklichen oder spirituellen Erfahrungen oder anderen Quellen.

Unsere Stimme ist *das* zentrale gesellschaftliche Instrument. Nicht zufällig findet sie sich in zahlreichen politischen Begriffen wieder: in Selbst- und Mitbestimmung, in anstimmen,

abstimmen, umstimmen, beistimmen, zustimmen, übereinstimmen. Auf Lateinisch heißt die öffentliche Sache „res publica“, woraus „Republik“ wurde. In allen öffentlich-republikanischen Angelegenheiten verständigen wir uns über Sprache und Stimme auf gemeinsame Ziele. Mehr noch: Wir stellen republikanische Gemeinschaftlichkeit überhaupt erst her.

Menschen sprechen täglich etwa vier Stunden und äußern dabei rund 16.000 Wörter – Frauen etwas mehr, Männer etwas weniger. Wir reden liebend gerne, laut Sozialstudien am allerliebsten über uns selbst und unsere Befindlichkeit. Die eigene Stimme zu erheben und mit anderen Übereinstimmung zu finden – das ist ein lustvoller Akt, bei dem Mund, Herz und Lunge, Gefühle, Geist und Seele beteiligt sind. Wir sprechen für uns selbst. Wir erleben uns als lebendige Individuen. Als stimm- und wirkmächtig. Unsere Stimmen gehen hin und her, sind womöglich dissonant, bilden schräge Töne, doch danach kommen sie nicht selten auf einen neuen Grundakkord, einen Konsens. Nicht nur in Chören, sondern auch in Diskussionen zeigt sich: Es gibt eine menschliche Grundfähigkeit, sich aufeinander einzuschwingen, ein Bedürfnis nach Resonanz. Dieses wiederum ist die Grundlage

für Verständigung. Wir brauchen demokratische Vielstimmigkeit wie die Luft zum Atemholen. Stimmen erklingen, wenn wir aufeinander hören und uns dabei ansehen. Daher unser tiefes Bedürfnis nach *An-Sehen und An-Hörung*.



Eine Politik, die keine Resonanz zulässt, stellt den Pöbel erst her

Umgekehrt schlägt Nichtresonanz schnell um in eine existenzielle Urangst, weil wir uns mutterseelenallein fühlen. Ausgestoßen und verlassen von allen. Dies ist seit der Steinzeit das Schlimmste, was sich das Familien- und Gruppentier *Homo sapiens* vorstellen kann. In Situationen vermeintlicher oder tatsächlicher Bedrohung oder in Zeiten ausbleibender Resonanz zwischen Regierungen und Regierten wird aus Angst schnell flammende Wut. Schneiden Politiker weite Teile der Bevölkerung von Möglichkeiten zum Mitbestimmen ab, produzieren sie betonharte nichtresonante Verhältnisse und schaffen Wutbürger. Eine Politik, die keine Resonanz zulässt, stellt den Pöbel überhaupt erst her.

Benutzen wir unsere Stimme über längere Zeit nicht, werden wir depressiv oder aggressiv. Jeder und jede kennt